

renz, Das sogenannte Böse. Überhaupt vermißt man die Literaturangaben, die doch auch zu diesem Thema sehr umfangreich sind. R. KOLTERMANN S. J.

HERMANN, THEO, *Sprechen und Situation*. Eine psychologische Konzeption zur situationspezifischen Sprachproduktion. Berlin/Heidelberg/New York: Springer 1982. 179 S.

In den z. T. sehr speziellen Untersuchungen dieses Buches geht es nicht um die Rezeption von Sprache, die eine Reihe von Problemen, auch sozialpsychologischer Natur aufwirft, sondern um die Produktion von Sprache. Die kognitiven Vorgänge bei der Sprachproduktion scheinen dem Verf. ein vernachlässigtes Forschungsthema zu sein (5 ff.) und hier möchte er einen Beitrag liefern. Auch bei diesen kognitiven Vorgängen sind Situationseinflüsse (48 ff.) von Bedeutung, für die der Verf. einige Beispiele bringt (55 ff.). Sie machen sich auch bei den sprach-psychologischen Problemen der Objektbenennungen geltend (68 ff.), wobei der Kontext des Objektbeschauers berücksichtigt werden muß. Auch hier ist die Objektdistanz und die soziale Partnerdistanz (93 ff.) nicht ohne Einfluß auf die Sprachproduktion. Auch auf die sprachpsychologischen Probleme einer multiplen Benennbarkeit geht der Verf. ein (80 ff.) Aus dem Kap. über Sprachschichtvariation (89–114) seien hier noch die Bemerkungen zu einer psychologischen Sprachschichtbestimmung (98 ff.) erwähnt. Ein längeres Kap. des Buches handelt über das sprachliche Auffordern (115–156), darin ein Abschnitt über situationspezifische Selektion von Aufforderungsvarianten (131 ff.). In einem Epilog über einige Verallgemeinerungen und Relativierungen (157–171) in dem Studium der kognitiven Vorgänge bei der Sprachproduktion scheint dem Verf., wie schon oben angemerkt, ein Forschungsdefizit vorzuliegen, zu dessen Behebung oder wenigstens Minderung auch der vorliegende Bd. einen Beitrag liefern will. Man kann wohl sagen: er liefert einen wichtigen Beitrag zur Sprachpsychologie. Für eine grundsätzliche Besserung dieser Lage wäre es allerdings notwendig, wie H. betont, daß neben vielfältigen Detailuntersuchungen die Arbeit sich mit einer umfassenden allgemeinen psychologischen Theorie der Sprachproduktion verbinden müßte (171). – Für die „gravierendste Schwäche“ dieses Buches hält es der Verf., daß es ihm nicht gelungen ist, seine „Konzeption in einer präzisen und homogenen Theoriesprache darzustellen“ (171). Auch daran mag es liegen, daß das Buch für die Lektüre einige Schwierigkeiten bereitet. Die über Jahre sich hinziehenden experimentellen Untersuchungen sind so etwas wie das empirische „Rückgrat“ (VI). Im Text selber wird auf diese mühevollen Arbeit nur selten verwiesen (vgl. aber die Abschnitte über einige Befunde zu den Problemen des Aufforderns durch Sprache, 143 ff.). L. GILEN S. J.

CHRISTLICHER GLAUBE IN MODERNER GESELLSCHAFT. Enzyklopädische Bibliothek in 30 Teilbänden. Teilband 31; Quellenband 1: IM HAUS DER SPRACHE. Erarbeitet von Werner Ross und Rudolf Walter, mit einem Essay von Werner Ross. Freiburg/Basel/Wien: Herder 1983. 400 S.

Zu der Enzyklopädie „Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft“ plant der Verlag die Herausgabe von wenigstens sieben „Quellenbänden“. Der erste zum Thema „Sprache“ liegt nun vor. Der Quellenband schließt sich illustrativ der mit Wissenschaftsanspruch erstellten Enzyklopädie an. Er will weder Anthologie noch Reader sein, sondern Menschenmeinungen darstellen, die wie Flüsse Quellen haben. Herausgekommen ist nach dem Willen der Mitarbeiter ein „Gesprächsbuch“, eines „über die Zeiten hinweg geführten Gesprächs“ (23). In diesem Sinne kann es zum Meditieren anregen über das Thema Sprache, das durch die Sprachkritik der vergangenen Jahrzehnte eher analytisch zerredet wurde und so zum Verlust des sprechenden Wortes führen könnte. Viele Texte sind religiös bedacht. Goethe und Hölderlin begegnen Nietzsche und Goebels. Je einmal tauchen auch L. Wittgenstein (118) und N. Chomsky (119f.) auf, doch sind deren Texte, unkommentiert vorgestellt, für einen Laien kaum verständlich. Mit diesen beiden „Quellen“ erschöpft sich auch schon der Beitrag zur modernen Sprachwissenschaft. Der Band enthält etwa 200 Texte sehr verschiedener Länge sowie

literarischer und religiöser Bedeutung. Sie alle vermitteln etwas von der Gewalt der Sprache, die Brücken bauen zum Menschlichen, ja zum Göttlichen, die aber auch Kommunikation abbrechen lassen kann. Andererseits wird auch die Ohnmacht von Sprache deutlich, die immer mehr sagen will als ihre Worte. Wer das Buch aufschlägt, um vorwissenschaftlich über Sprache nachzudenken, um die verschiedenen Quellen auszumachen, die unser heutiges Wissen von Sprache speisen, wird kaum enttäuscht sein.

R. LAY S. J.

RICKEN, FRIEDO, *Allgemeine Ethik* (Grundkurs Philosophie 4) (Urban-Taschenbücher 348). Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer 1983. 171 S.

Wenn Menschen ihre Freiheit, zu entscheiden und zu handeln, nicht grundlos einschränken, sondern, soweit es möglich ist, bei sich und anderen fördern, handeln sie richtig. R. schlägt diesen „Grundsatz der inhaltlichen Selbstzwecklichkeit“ (§ 169 ff.) vor, um *inhaltliche Kriterien* des richtigen Handelns zu gewinnen. Abstrakte Moralprinzipien wie der Kategorische Imperativ und das Kantische Prinzip der Selbstzwecklichkeit taugen nicht als inhaltliche Kriterien. Sie lassen sich in Situationen, in denen Menschen entscheiden und handeln müssen, nicht zur Lösung von Zielkonflikten oder für die Wahl der besten Handlungsalternative einsetzen. Wir kommen in solchen Situationen als Betroffene nicht umhin, Güter gegeneinander abzuwägen. Dabei berücksichtigen wir den unterschiedlichen Wert von Gütern für die Betroffenen, die Folgen von Gewinn und Verlust bestimmter Güter, die zur Disposition stehen. Bei diesen Überlegungen, die wir nach bestem Wissen und Gewissen anstellen, wenden wir den Grundsatz der inhaltlichen Selbstzwecklichkeit an. R. glaubt, daß wir auf diese Weise die besten Chancen wahrnehmen, richtig und im sittlichen Sinn gut zu handeln. – Diese Überzeugung ist das Ergebnis einer theoretisch anspruchsvollen, klar, übersichtlich und bewundernswert verständlich geführten Argumentation. Sie trägt zu Recht den Titel *Allgemeine Ethik*, weil sie sowohl metaethische Untersuchungen anstellt als auch die Grundpositionen einer normativen Ethik zur Darstellung bringt. R.s Buch können wir als eine „Analytische Ethik im Geiste des Aristoteles“ verstehen, weil es ihm geglückt ist, Metaethik und normative Ethik auf überzeugende Weise zu verbinden.

R. bemüht sich zunächst, das ethische Grundproblem, die Frage nach dem richtigen Handeln, aus dem Zusammenhang menschlicher Lebensführung zu gewinnen (Teil A). Er entwickelt aus diesem nicht-abstrakten Kontext den für die Ethik zentralen Anspruch, alle Forderungen, die sittlich richtige Handlungen zum Gegenstand haben, ohne weltanschauliche Prämissen und unabhängig von subjektiver Willkür begründen und rechtfertigen zu müssen. Im Teil B untersucht er dann die wichtigsten metaethischen Ansätze, die diesem Begründungs-Anspruch gerecht werden wollen: die sog. nonkognitiven Theorien (Hume, Ayer, Stevenson, Hare, Weber, Albert) und die kognitiven Theorien (den ethischen Naturalismus und Intuitionismus). „Nonkognitiv“ sind diejenigen ethischen Theorien, die einerseits eine objektive Begründung und Rechtfertigung moralischer Einstellungen und Urteile für unmöglich halten, andererseits aber behaupten, diese Einstellungen und Urteile seien bei den meisten Menschen die gleichen. R. kritisiert diese metaethischen Ansätze, da sie beanspruchen, es sei wahr, daß moralische Einstellungen und Urteile nicht begründbar seien, ohne für diesen Anspruch befriedigende Argumente zu offerieren. Die kognitiven Theorien behaupten, nicht nur deskriptive, sondern auch normative Sätze enthielten Tatsachenaussagen und seien deshalb wahrheitsfähig. R. kritisiert in diesem Zusammenhang den ethischen Naturalismus, der den Schluß von Tatsachen auf Wertaussagen für möglich hält, mit dem wohlbekannten Vorwurf des naturalistischen Fehlschlusses und mit Moores Argument der offenen Frage. – Die Diskussion von Moores Intuitionismus führt Vf. zum Kern metaethischer Analyse, zur Bedeutung von „gut“. Moore meint, „gut“ habe keine Bedeutung wie „rund“ oder „dreieckig“, sondern sei ähnlich wie „gelb“ ein einfacher Begriff. „Gut“ sei nicht analysierbar, nicht definierbar, sondern nur intuitiv erfassbar, ein Name für etwas Einfaches. R. kritisiert Moores Auffassung von „gut“ indirekt. Er tut dies, indem er dessen platonistischen Begriff der Bedeutung und dessen Ignoranz gegenüber der Gebrauchsbedeutung von Worten und Sätzen kri-